



Über Bord

Nachrichten von ertrunkenen Flüchtlingen im Mittelmeer sind Alltag geworden. Was geschieht bei einer solchen Katastrophe? Und wie gehen Überlebende, Rettungskräfte und Angehörige mit ihren schrecklichen Erlebnissen um? Die Geschichte eines Bootsunglücks vor der griechischen Küste am 28. Oktober 2015 – und seiner Folgen bis heute

Von Nicola Meier, Süddeutsche Zeitung Magazin, 11.12.2020

Unten schreien sie. Oben, an Deck, filmt die Kamera Gesichter von Menschen, die nicht verstehen, was los ist. »Ma fini shi ... Mniha ana« – »Alles gut«, sagt eine Frau. »Mir geht's gut.« Aber dann ruft jemand: »Nicht bewegen!« Jetzt fliegen Taschen über Bord, vor Kurzem noch in der Türkei gepackt, davor irgendwo in Syrien, im Irak und in Afghanistan. Letzter Besitz aus dem alten Leben, jene Dinge, die so wertvoll waren, dass sie nicht zurückgelassen werden konnten. Jetzt sind sie bloß noch Ballast, der das Boot beschwert. Oben, an Deck, merken sie: Irgendetwas stimmt nicht. Unten, wo das Wasser schon im Boot ist, wissen sie es längst: Nichts ist gut. Dann geht alles ganz schnell. Ein Mann springt in Panik über Bord, ohne Rettungsweste, ohne Rettungsring. Schreie, jetzt in Todesangst. Dann ist die Kamera im Wasser.

Es ist der 28. Oktober 2015, 15.10 Uhr, als das zweistöckige Holzboot zwischen dem türkischen Festland und der griechischen Insel Lesbos auseinanderbricht, an Bord mehr als 300 Flüchtlinge.

I. DAS UNGLÜCK

In Leipzig sitzt Amel Alzakout, eine zierliche Frau mit dunklen Locken, auf dem Wohnzimmersofa und starrt auf den Bildschirm ihres Macbooks, auf dem die



Aufnahmen des Unglücks laufen und aus dessen Lautsprechern die Schreie der Menschen gellen. Sie hat an Bord gefilmt, heimlich.

Als es losging, als der Anruf kam, dass sie am 27. Oktober 2015 um fünf Uhr am Nachmittag ins Büro des Schleppers kommen sollte, nahm Amel ihre Kamera, eine Contour Roam. Etwas sollte bleiben von ihrer Flucht. Die Kamera hat die Form einer kleinen Taschenlampe, sie ist unauffällig, leicht zu verbergen. Heute füllen ihre Aufnahmen eine externe Festplatte, Ordner »HD Backup«, Unterordner »Amel Journey Raw«, Unterordner »Sea«, 115 Dateien, viele Stunden Material. Verwackelte Aufnahmen einer Flucht, wie sie in jenem Jahr Hunderttausende auf sich nahmen.

Menschen von hinten, eilig laufen sie auf dem Bürgersteig durch die Nacht von Istanbul zu einem Kleinbus. »Auf der Fahrt haben wir immer wieder gehalten, immer mehr Menschen stiegen ein, es war so eng. Wir konnten kaum atmen, aber wir durften die Fenster nicht aufmachen. « Scheinwerfer entgegenkommender Autos, der Kleinbus fährt durch die Nacht in Richtung Izmir. Straßenlaternen, eine Tankstelle. Dann bleibt der Kleinbus stehen. »Siehst du die blauen Lichter?«, fragt Amel. »Das ist ein Polizeiauto.« Die Fahrt geht weiter, die türkischen Polizisten haben vom Fahrer des Kleinbusses bekommen, was sie wegsehen lässt.

Ein steiniger Trampelpfad, sie sind wieder zu Fuß unterwegs, der viel Müll zeigt: Hier waren schon sehr viele andere. Es ist inzwischen hell, die Sonne steigt. Links ist das Meer zu sehen. Eine letzte Rast. Eine Straße aus Asphalt, sie führt abwärts, zum Meer. Ein Paar, sie links, er rechts, in der Hand halten sie je einen Henkel der Reisetasche zwischen ihnen, er trägt ein Kind auf seiner rechten Hüfte.

Ein Schild am Straßenrand, knallblau, »Butik Otel Mitillini« steht darauf, Werbung für ein Hotel. Man kann hier in Çanakkale, im Nordwesten der Türkei, Urlaub am Meer machen. Aber welcher Urlauber würde eine leuchtend orangefarbene Rettungsweste tragen für den Strandausflug?

Amel floh 2013 in die Türkei, als ihre Verbindungen zur syrischen Opposition zu gefährlich geworden waren, damals war sie 25. Zwei Jahre blieb sie in Istanbul. Sie



sagt, sie hätte niemals gedacht, dass sie so etwas einmal riskieren würde. Übers Meer. In einem Boot. Das Boot ist aus Holz, gut 20 Meter lang, Streben halten das Oberdeck. Viele, so viele Menschen sind schon an Bord, eine Zufallsgemeinschaft, in Gruppen von unterschiedlichen Schleppern an den Strand gebracht. »Unsere Gruppe war die letzte. Wir wussten gar nicht, wo wir noch sitzen sollten. Die Jungen sollten nach oben, die Familien nach unten.« An Deck, recht weit hinten, auf der rechten Seite, findet Amel einen Platz, neben sich Malek, ein alter Freund aus Damaskus, der mit ihr flieht und der in Wirklichkeit anders heißt.

»Anfangs«, sagt Amel, »hat es sich wie ein Abenteuer angefühlt.« Sie und Malek hätten gelacht, als sie am Vortag zum Büro des Schleppers gelaufen waren und vor dem Gebäude einen Laden sahen, der Rettungswesten verkaufte. Offensichtlicher ging es ja nun nicht. Das Büro des Schleppers hingegen: getarnt als Produktionsbüro einer Filmfirma. Scheinwerfer, ein Makeup-Set, an der Wand ein Cannes-Plakat. »Ich habe Khaled geschrieben: Er ist ein Kollege von dir, ein Filmmacher.«

Khaled, Amels Freund seit zwei Jahren, genau zwei Jahren, der 27. Oktober ist ihr Jahrestag, ist zu diesem Zeitpunkt schon in Berlin. Auch er ist Syrer, ein Dokumentarfilmer, sie haben sich in Istanbul verliebt. Khaled bekam eine Einladung nach Berlin, zu einer Veranstaltung im Rahmen der Berlinale. In Deutschland beantragte er Asyl.

Sie dachten, auch für Amel gäbe es vielleicht einen Weg, nach Deutschland zu kommen, über Khaled, wenn er als Flüchtling anerkannt wäre, oder über ein Visum. Aber es gab keinen Weg, zwei Visa wurden abgelehnt, und Khaleds Antrag auf Asyl dauerte viel länger als erwartet. Da kontaktierte Amel Freunde, fragte, ob es einen sicheren Weg über das Meer gebe. Ein Freund empfahl einen Schlepper. Das Boot sei aus Holz, kein Schlauchboot.

Teurer, natürlich. Amel verkaufte, was sie besaß, und zahlte die 2500 US-Dollar. Khaled wollte trotzdem nicht, dass sie übers Meer floh, wollte wenigstens zurück in die Türkei kommen und mit ihr zusammen übers Meer. Aber dafür hatten sie kein Geld. Stattdessen war nun Malek dabei. An Bord wird einem Mann sein Handy



weggenommen, als er ein Foto macht. Es ist der Moment, als Amel die Kamera an ihr rechtes Handgelenk bindet.

In Leipzig holt sie die Kamera aus dem Wohnzimmerregal und macht es vor: Sie zieht den Ärmel über das Kameragehäuse, sodass nur noch die Linse herausguckt. Das Boot legt ab. Das Wetter ist zu diesem Zeitpunkt gut und Europa nah. Nur gut zehn Kilometer sind es vom türkischen Festland bis an die Nordküste von Lesbos. Im Oktober 2015 brachen so viele Boote von der Türkei in Richtung der griechischen Inseln auf wie noch nie. Mitte des Monats waren es laut der Internationalen Organisation für Migration im Schnitt 9600 Geflüchtete pro Tag, und die meisten davon kamen in Lesbos an, täglich mehr als 5000 Menschen. Der Winter nahte, und je näher er kam, desto schlechter würde das Wetter, desto stürmischer die See. Und noch etwas anderes spielte wohl eine Rolle. Am 18. Oktober hatte Angela Merkel in der Türkei Recep Tayyip Erdoğan getroffen. Hinter den Kulissen hatte man längst begonnen, an jenem Plan zu arbeiten, der später als »Flüchtlings-Deal« zwischen der EU und der Türkei bekannt wurde. Den Flüchtenden war klar: So weit, wie die Tür zu Europa im Sommer aufgestanden hatte, so schnell könnte sie sich bald schließen. Wenn, dann jetzt. Also stachen die Boote in See.

Deutsche Presse-Agentur dpa, 18. Oktober 2015: »In der Ägäis sind am Wochenende mindestens 21 Bootsflüchtlinge ums Leben gekommen.« dpa, 25. Oktober 2015: »Bei stürmischem Wetter ist am Sonntagmorgen wenige Kilometer östlich der Ägäisinsel Lesbos erneut ein Flüchtlingsboot gekentert. Mindestens drei Menschen – eine Frau und zwei Kleinkinder – kamen im Wasser ums Leben.«

dpa, 26. Oktober 2015: »Bei der Überfahrt in einem Schlauchboot mit Dutzenden Flüchtlingen ist am Montagmorgen vor der griechischen Insel Lesbos eine Frau ums Leben gekommen. Das Boot wurde von stürmischen Winden an eine felsige Küste gedrückt.«

Eine kurze Meldung, wieder ein Boot, wieder Tote. Keine Eilmeldung, kein Brennpunkt nach der *Tagesschau*. Es waren so viele Unglücke 2015, ausführlicher wurde nur noch berichtet, wenn die Zahl der Toten bei einem Unglück besonders hoch



war. Und auch dann bleiben die Opfer namenlos, das Ende ihres Lebens eine Zahl. Wer diese Menschen waren, darüber wird in der Regel nichts bekannt. Medien berichten nicht über sie, wie sie es nach einem Anschlag oder einer Katastrophe wie einem Flugzeugabsturz tun. Politiker legen keine Kränze auf Gedenkveranstaltungen nieder. Dabei hinterlässt jedes Bootsunglück Menschen, die es nie vergessen werden. Jene, die starben, hinterlassen Angehörige, die damit leben müssen, dass sie ihr Kind verloren haben, ihre Eltern, ihre Geschwister. Und für jene, die überleben, beginnt nach der Rettung der nächste Kampf: zu verarbeiten, was sie erlebt haben. Aus der Zufallsgemeinschaft, die nur für die Überfahrt zusammenkam, formt jedes Unglück eine Schicksalsgemeinschaft, auch jenes am 28. Oktober 2015.

Als das Holzboot losfährt, wird es von einem der Schlepper gesteuert. Aber nach wenigen Minuten übergibt dieser das Steuer an einen der Flüchtenden. Er selbst steigt auf ein kleines Boot um, das ein anderer Schlepper neben dem Boot fährt. Auch diesen Moment nimmt Amels Kamera auf. Für einen Moment ist zu sehen, wie der Schlepper von Bord geht, wie die beiden Schlepper mit dem kleinen Boot wegfahren. Später werden Überlebende, die unten saßen, aussagen, dass die Schlepper das Holzboot gerammt hätten, dass durch ein Leck Wasser eindrang. »Das Boot bewegte sich noch«, sagt Amel. »Aber es war nicht mehr stabil. Neben mir hat Malek angefangen, den Rettungsring aufzupusten. Dann haben die Menschen unten angefangen zu schreien.«

dpa, 28. Oktober 2015: »Ein großes Fischerboot mit zahlreichen Flüchtlingen an Bord soll nach Berichten griechischer Medien vor der Küste der Insel Lesbos gekentert sein.«

Kurz nachdem die Menschen unten im Boot begonnen haben zu schreien, brechen einige der Streben, die das Oberdeck halten. Es stürzt auf das Unterdeck. Das Boot kippt. Es ist zu diesem Zeitpunkt, aber das wird erst viel später klar sein, bereits in griechischen Gewässern. Das Boot befindet sich 280 Meter weit in Europa, als es untergeht.

Ins Wasser stürzen neben Amel und Malek: Kaya Omari aus Mossul, Irak, die in Wirklichkeit anders heißt, genauso wie ihr Mann Waleed, der das Boot gar nicht



betreten wollte, als er es sah. Die Schlepper hatten ihm die Fahrt in einer Yacht versprochen, insgesamt 10 000 US-Dollar hatte er für sich, seine Frau und die drei kleinen Töchter, drei, fünf und sechs Jahre, bezahlt. Die Schlepper sagten, es gebe keinen Weg zurück. Nasar Salehi aus Kabul, auch seinen Namen haben wir geändert. Er kannte Gefahr aus seinem Job als Journalist in Afghanistan, rauchte an diesem Tag aber so viel, dass seiner ältesten Tochter auffiel, wie nervös er war. Weder er und seine Frau noch die vier Kinder, drei Töchter und ein Sohn, hatten Schwimmwesten. Die Fahrt sei sicher, hatte der Schlepper gesagt, 35 Minuten, dann seien sie da.

Nabi Pakaar aus Herat, der mit seiner Frau Najiba und den vier gemeinsamen Kindern aus Afghanistan floh, drei Jungen und ein Mädchen. Kurz vor der Abfahrt hatte er noch mit seinem Bruder telefoniert und gesagt, dass er sich aus Griechenland wieder melden würde. Zwei Freunde aus Syrien, eine Familie aus dem Irak, zwei Familien aus Afghanistan, 19 von insgesamt 328 Menschen, ein kleiner Teil der Schicksalsgemeinschaft. Von den 19 werden sieben überleben. Ihre Geschichten werden in Europa weitergehen, in Griechenland, Schweden und Deutschland.

Am Ufer

Eric Kempson, ein Künstler aus Großbritannien, ist mit seiner Frau der Sonne wegen nach Lesbos gezogen, das war im Jahr 2000. Auswanderer, die sich im Urlaub in die Insel verliebt hatten. Lesbos, 70 Kilometer lang und 45 Kilometer breit, ist die drittgrößte Insel Griechenlands, rund 100 000 Menschen leben hier, ein Drittel davon in der Hafenstadt Mytilini. Es gibt auf Lesbos keinen Massentourismus, der mit dem Andrang auf Kreta, Korfu oder Rhodos vergleichbar wäre. Reiseanbieter werben für Lesbos, indem sie die Ruhe und traumhafte Natur der Insel anpreisen. Vor allem im Norden. Dorthin, etwas mehr als eine Autostunde über kurvige Straßen von Mytilini entfernt, waren auch Eric und Philippa Kempson gezogen. Dass sie Flüchtlingshelfer wurden, war nicht geplant. Es ergab sich, als immer mehr Boote mit Flüchtlingen ankamen, »vor unserer Haustür«.

»2015 war ein furchtbares Jahr«, sagt Philippa Kempson. »Erst waren es vor allem Schlauchboote, die kamen. Dann kamen die Holzboote, mit 200, 300 Menschen



drauf. Die Leute dachten, sie buchen einen VIP-Trip.« Das Ehepaar Kempson lebt inzwischen nicht mehr an der Nordküste, sondern näher am Zentrum. Nur ein paar Minuten entfernt vom neuen Zeltlager, das nach dem Brand des bisherigen Lagers Moria errichtet wurde, betreiben sie in vier alten Lagerhallen »The Hope Project«. Geflüchtete bekommen hier Kleidung, Decken, Hygieneartikel. Sie können nähen, kochen, an Mal-Workshops teilnehmen oder Sport treiben. Fünf Jahre als Flüchtlingshelfer haben gereicht, um Eric Kempson an der EU verzweifeln zu lassen, er hat heute nichts mehr als Verachtung für sie übrig. Damals, vor fünf Jahren, dachte er noch, dass Europa bald helfen würde.

Am Nachmittag des 28. Oktober 2015 ist er gerade in seinem Haus an der Nordküste, nicht weit entfernt vom Fischerdorf Molyvos, als eine Freiwillige anruft. Im Sommer 2015 war aus der Nordküste von Lesbos so etwas wie das Zentrum internationaler Helferinnen und Helfer geworden. Sie beobachteten das Meer durch Ferngläser, in Schichten, auch an jenem Nachmittag. »Jenny rief an und sagte: Eric, da war ein Boot. Und jetzt ist es weg.«

Eric fährt zum Wachposten. Er filmt von dem Moment an, als er dort ankommt. »Okay, wir sind am Wachposten«, sagt er keuchend, während er die Kamera aufs Meer richtet. »Ein Boot ist gesunken. Wie lange sind sie im Wasser, Jenny?« – »Zehn, fünfzehn Minuten.« Auf Erics Video, ohne das Fernglas, durch das er am Ufer guckt, nur als weißer Punkt zu erkennen, nähert sich jetzt ein Schiff der Unglücksstelle. »Das ist Frontex«, sagt Eric. »Sie haben sie. Hoffentlich sind alle am Leben. Wir hatten heute einen furchtbaren Tag.« Es hatte schon ein anderes Unglück gegeben. Die Küstenwache hatte zwei bewusstore Kinder aus dem Wasser gezogen, die man am Ufer versuchte wiederzubeleben. Vergeblich. Kleine Kinder ertrinken besonders schnell. Ihre Körper kühlen aus. Sie rutschen aus den Rettungswesten, die ihnen oft zu groß sind. Ihre Eltern können sie irgendwann nicht mehr über Wasser halten.

Im Wasser

Die panischen Schreie der Kinder. Trillerpfeifen, die durch das Wohnzimmer in Leipzig schrillen. Gebete. Kurze Befehle, Amel übersetzt die, die auf Arabisch sind:



Haltet euch an dem Holz fest! Bewegt eure Beine! Bewegt alle eure Beine! Im Wasser hat der Überlebenskampf begonnen. Wer hat das Glück, ein Holzstück des auseinandergebrochenen Bootes greifen zu können? Wer hat von seinem Schlepper eine Rettungsweste bekommen? Wie lange reicht die Kraft bei jenen, die wie die Irakerin Kaya Omari und ihr Mann Waleed ihre Kinder über Wasser halten müssen, er seine dreijährige Tochter Leyla und seine fünfjährige Tochter Raja, sie die sechsjährige Aleyna?

Amel hat den Rettungsring um, den Malek kurz vor dem Kentern des Bootes noch aufgeblasen hat, er ist nur halbvoll. Sie erinnert sich heute daran, wie Menschen nach dem Ring greifen, wie sie Angst hat, dass sie sie unter Wasser drücken. Die Kamera an ihrem Handgelenk: komplett vergessen.

Aber sie läuft weiter. Wild rucken die Bilder hin und her, mal steht der Horizont kopf, mal wird die Linse vom Orange einer Rettungsweste verdeckt. In den folgenden Stunden ist die Kamera die meiste Zeit unter Wasser. Aber sie ist wasserfest. Sie läuft immer weiter. Filmt unter Wasser die vor sich hin tretenden Beine in Jeans, die Füße in Turnschuhen. Kommt hin und wieder an die Oberfläche, als ob auch sie Luft schnappen muss. Wenn sie es tut, sind da wieder die Schreie, die Trillerpfeifen, das leuchtende Orange der Rettungswesten. Ab dem Moment, in dem das Boot auseinanderbricht, wird aus Amels Wunsch, ihre Reise zu dokumentieren, etwas, was es kaum je gab: das Zeugnis eines Unglücks, so unmittelbar, wie es nur möglich ist.

Dass im Wasser Amels Kamera weiterläuft und dass am Ufer Eric Kempson filmt, wird dazu beitragen, dass sich das Unglück vom 28. Oktober 2015, anders als andere Unglücke, nahezu lückenlos rekonstruieren lässt. Mitarbeiter des Kollektivs »Forensic Architecture« werden die Aufnahmen später auswerten, zusammen mit weiteren Bildern, die Fotojournalisten an jenem Tag machten, und so die Zeitabläufe des Unglücks und die Rettungsaktion minutengenau bestimmen. Das Kollektiv mit Sitz am Goldsmiths-College in London hat es sich zur Aufgabe gemacht, mit digitalen Mitteln Ereignisse zu rekonstruieren, bei denen unklar ist, ob Behörden Fehler



gemacht haben, in diesem Fall: Warum die Rettungsaktion so lange dauerte, obwohl Hilfe so nah war.

II. DIE RETTUNG

15.36 Uhr: Das Frontex-Schiff, das die Unglücksstelle als Erstes erreicht, fährt unter der Flagge Norwegens. Die »Peter Henry Von Koss« ist seit Juli im Einsatz für die »Operation Poseidon«, mit der die EU inzwischen Griechenland unterstützt. Auch Länder wie Norwegen, das nicht Teil der EU ist, beteiligen sich. Es nähern sich außerdem: ein Schiff der griechischen Küstenwache. Und zwei Jetskis. Diese gehören den privaten Rettungskräften der spanischen Organisation »Proactiva Open Arms«. Òscar Camps, ein spanischer Rettungsschwimmer, hatte im September 2015 seine 15 000 Euro Ersparnis genommen und war mit Kollegen nach Lesbos geflogen, um vor Ort zu helfen. Das Bild des dreijährigen Jungen Alan Kurdi, ertrunken am Strand, hatte den Ausschlag gegeben.

Erst vor Kurzem waren die beiden Jetskis auf die Insel gebracht worden, mit denen er und drei Kollegen an jenem Tag zur Unglücksstelle aufbrechen. In einem Interview mit einem spanischen Fernsehjournalisten wird Òscar Camps später sagen, an der Unglücksstelle habe es ausgesehen, »als ob ein Airbus abgestürzt wäre«. Amel Alzakout: »Die Ersten, die uns erreichten, waren die Jetskis. Die Fahrer guckten nach den Kindern.« Die beiden Töchter, die der Iraker Waleed Jamal hält, werden so aus dem Wasser gerettet.

Òscar Camps: »Wir wussten nicht, wo wir überhaupt anfangen sollten. Es war der Moment, wo wir uns entscheiden mussten. Wir versuchten, die Kinder aus dem Wasser zu holen. Es waren viele Kinder. So viele Kinder.«

Einzelne zu retten bedeutet bei mehr als 300 Menschen im Wasser auch: Menschen zurückzulassen. Entscheidungen zu treffen, die niemand treffen will. Òscar Camps erzählt auch, wie er mit Füßen nach Menschen treten musste, die sich in ihrer Todesangst an seinem Jetski festklammerten.



Auch Amel erlebt im Wasser Dinge, die sie nicht mehr vergessen wird. Da ist der Mann, der versucht, sich selbst zu ertränken, weil er seine Frau und seine Kinder verloren hat. Er schafft es nicht, kommt doch wieder hoch. Da ist die Frau, die ihr Kind hält. »Sie hatte ein Baby. Nicht älter als zehn Monate. Und sie hat mich angesehen und gesagt: Er ist tot. Er ist tot. Aber sie hat es so gesagt, als ob sie mich fragen würde. Als ob sie wollte, dass ich sage: Nein, er ist am Leben! Aber er war tot, es war ganz offensichtlich. Ich konnte nichts tun. Aber bis heute denke ich: Hätte ich etwas tun können? Hätte ich doch noch irgendetwas für ihn tun können?«

16.22 Uhr: Das Frontex-Schiff und inzwischen zwei Schiffe der Küstenwache sind an der Unglücksstelle, außerdem ein türkisches Fischerboot. Neun weitere Fischerboote werden an der Rettung beteiligt sein.

Òscar Camps wird später sagen, dass die von Frontex und der Küstenwache eingesetzten Schiffe für die Rettung ungeeignet waren, dass es die Fischer waren, die die Menschen aus dem Wasser zogen, sie von den Jetskis auf ihre Boote übernahmen. Auch Amel hat es so wahrgenommen. Es ist der Grund, warum sie ihr Material später Mitarbeitern von »Forensic Architecture« zeigt. Weil sie wissen will, warum es nicht schneller ging. Warum Frontex und die Küstenwache da waren und die Menschen trotzdem stundenlang im Wasser blieben.

Amel Alzakout: »Es hat so lange gedauert. Als würde es nie zu Ende gehen. Sie waren so nah, das war das Schlimmste. Aber sie halfen uns nicht. Inzwischen waren andere Boote da. Ein Hubschrauber kreiste über uns.« Es ist Zufall, dass auf einem der beiden Schiffe der Küstenwache an diesem Tag eine griechische Journalistin filmt. Die Dokumentation, die aus dem Material entsteht, wird später zeigen, wie das Schiff der Küstenwache an jenem 28. Oktober die Unglücksstelle erreicht. Wie von Bord Rettungsringe ins Wasser geworfen werden, dann Seile. Männer versuchen, die Menschen an den Seilen zum hinteren Teil des Schiffes zu ziehen, wo es eine Plattform nah am Wasser gibt, über die Menschen an Bord gezogen werden können. Versucht zu helfen haben sie. Die griechischen Grenzschützer darzustellen als jene, die nichts unternahmen, wäre falsch. Auch der Kapitän der Küstenwache wird am



Ende jenes Tages sichtlich erschüttert in die Kamera sagen: »Ich habe keine Worte dafür, wie ich mich fühle.«

Was die Aufnahmen jedoch auch zeigen, ist eine gewisse Hilflosigkeit an Bord. Viel mehr als Ringe und Seile werfen können die Männer nicht tun. Und viele Menschen, die im Wasser treiben, sind zu weit weg. Um näher an die Menschen heranzukommen, um sie sogar greifen zu können und an Bord zu ziehen, ist das Schiff zu groß, die Reling zu hoch. Mit diesem Schiff noch näher an die Menschen im Wasser heranzufahren wäre gefährlich.

Kaya Omari, die ihre sechsjährige Tochter Aleyna hält, wird später aussagen, dass es die Welle eines der Schiffe war, die sie und Aleyna unter Wasser drückte. Ihre Tochter entglitt ihr in diesem Moment. Und ertrank.

Amel Alzakout: »Wir waren inzwischen weniger Menschen. Waren sie ertrunken? Hatte man sie gerettet? Die Wellen wurden höher. Ich habe an meine Familie gedacht, denen ich nichts gesagt hatte von der Flucht. Sie wären durchgedreht. Wie sauer meine Mutter wäre, daran habe ich gedacht. An Khaled. Wie er mit dem Schmerz leben müsste, dass ich nicht mehr da bin. Ich war sicher, dass ich sterben würde.« Es gibt einen Moment, ebenfalls festgehalten auf dem Film der griechischen Dokumentarfilmerin, als das Schiff der Küstenwache hupend in den Hafen von Molyvos rauscht. Am Ufer ist ein Paar zu sehen, es sitzt in einer der Tavernen am Wasser, Sonnenbrillen, entspannte Körperhaltung. Sie gucken das hupende Boot an, verstehen nicht, was los ist.

Im Hafen

Molyvos heißt offiziell seit Langem Mithymna, aber niemand auf Lesbos sagt Mithymna. Molyvos ist eine kleine Stadt an einem Berg, es gibt eine Burg und viele Treppengassen. Unten, am Wasser, schaukeln Fischerboote im Hafen, ringsum Tavernen direkt am Wasser, es ist ein Ort wie von einer Kitschpostkarte. An jenem Tag sitzen Menschen am Wasser, essen und trinken, in Griechenland ist der 28. Oktober ein nationaler Feiertag, der Ochi-Tag. 1940 wollte an diesem Tag der



italienische Diktator Benito Mussolini Militärstützpunkte in Griechenland errichten, der griechische Ministerpräsident sagte Nein, auf Griechisch »Ochi«, und auch wenn mit dem Nein damals der Krieg begann, feiern die Griechen bis heute, dass sie sich nicht unterworfen haben.

Die Norwegerin Charly Vestli hätte nicht einmal sagen können, wo die Insel Lesbos lag, geschweige denn Molyvos, als sie Mitte September 2015 aufbrach, um zu helfen. Sie war 25, auch sie ertrug es nicht mehr, nichts zu tun, und flog als Freiwillige nach Griechenland. Als immer mehr Boote Lesbos erreichten, blieb sie länger als geplant, sie wurde Koordinatorin bei einer norwegischen Hilfsorganisation.

Am 28. Oktober 2015, dem Tag, den sie später als schrecklichsten in ihrem Leben bezeichnen wird, bekam sie mehrere Anrufe, dass ein großes Boot gekentert sei. Sie kannte die Abläufe. Sie wusste, bald würden die Boote die Überlebenden in den Hafen bringen. Die Helfer der verschiedenen Organisationen waren untereinander vernetzt, sie hatten eine gemeinsame WhatsApp-Gruppe.

16.48 Uhr: Jeder, der Wiederbelebungsmaßnahmen kann, zum Hafen JETZT

16.48 Uhr: ERSTES BOOT HAT 10 bewusstlose Kinder

16.49 Uhr: JETZT JETZT JETZT

16.49 Uhr: ALLE SANITÄTER IN ZELTEN DIE NICHT
LEBENSRETTENDE DINGE TUN JETZT HIERHER

Der Hafen von Molyvos verwandelt sich in den späten Nachmittags- und frühen Abendstunden in einen Ort, der an einen Kriegsschauplatz erinnert. Weil zahlreiche Journalisten dort sind, gibt es Bilder und Videoaufnahmen von jenen Stunden. Sie zeigen bewusstlose Kinder in silber- und goldfarbenen Rettungsdecken, Männer und Frauen, die sie halten oder die versuchen, sie wiederzubeleben. Charly Vestli: »Es waren so viele Kinder ...« Eric Kempson: »Es war verrückt. Niemand war darauf vorbereitet. Niemand. Kinder wurden wiederbelebt, es lagen Leichen herum.«



Charly Vestli: »Es dauerte ewig, bis ein Krankenwagen kam.« Eric Kempson: »Da war ein Mann, klatschnass, zitternd, und er schrie ... Er hatte seine Frau und zwei Kinder verloren.«

Charly Vestli: »Ich erinnere mich an einen kleinen Jungen, er war vielleicht sieben. Sie hatten ihn wiederbelebt, und jemand drückte ihn mir in die Arme und sagte: Sieh zu, dass er am Leben bleibt. Also saß ich da und habe versucht, ihn warmzurubbeln und vor dem Wind zu schützen, und habe gesagt: Bleib bei mir, bleib bei mir ...«

Philippa Kempson: »Es hat alle zerstört. Dieser Tag hat alle zerstört.« Amel und Malek werden gerettet, als es schon dunkel wird, gegen halb sechs, Amel muss sich übergeben, als sie auf dem Schiff der Küstenwache ist, dann wird sie ohnmächtig.

Erinnerungen an den Hafen und die Menschen in Decken, an einen Jungen, der bei ihr und Malek sitzen will, weil er ganz allein ist, an einen alten Mann, der im Wasser sicher war, es nicht zu schaffen, und doch überlebt hat. Amel ruft Khaled in Berlin an. »Ich habe nur noch geweint.«

Charly Vestli: »Es war schon spät, als noch ein Boot kam. Auf dem Boot saß ein Mädchen. Sie war allein, ihr Blick war leer. Ich half ihr vom Boot. Sie sagte: Family. Sie suchte nach ihrer Familie. Ich brachte das Mädchen zu einem der Restaurants und suchte jemanden, der übersetzen konnte. Sie sagte immer wieder, dass sie zu ihrer Familie wollte, zu ihrer Mutter, ihrem Vater, ihren Geschwistern.«

Um 17.51 Uhr schickt die Deutsche Presse-Agentur an jenem Abend die erste Meldung über das Unglück. Darin steht, was meistens in den ersten Meldungen über Bootsunglücke steht: »Ob es Opfer gibt, blieb zunächst unklar.«

Wenn ein Flugzeug abstürzt, gibt es eine Passagierliste, es ist dann schnell beantwortet: Die Maschine dieser Airline mit dieser Flugnummer ist abgestürzt, es waren so und so viele Menschen an Bord, sie kamen aus diesen Ländern. Recht schnell ist auch klar: So viele Menschen sind tot, so viele haben überlebt. Es gibt einen Krisenstab, eine Telefonhotline für Angehörige, Seelsorger. Wenn ein Boot mit



Flüchtlingen kentert, ist es anders. Niemand weiß dann genau, wie viele Menschen überhaupt an Bord waren. Gezählt werden können erst einmal nur jene, die überlebt haben. Viele Leichen werden erst nach Tagen an den Küsten der Insel angeschwemmt, weshalb sich die Opferzahl nach Bootsunglücken in der Regel nach und nach erhöht. Manche Opfer werden niemals gefunden.

III. WEITERLEBEN

In Molyvos, wohin die meisten Überlebenden gebracht wurden, öffnet an diesem Abend die Kirche für sie. Charly verbringt dort die Nacht mit Rahila, das ist das Mädchen, das seine Familie sucht. Um die Identität des Mädchens zu schützen, haben wir den Vornamen geändert, der wahre Name ist dem *SZ-Magazin* bekannt.

Noch gibt es Hoffnung. Es wurden auch Überlebende nach Petra gebracht, in den Hafen des Nachbardorfes. Ebenso nach Mytilini, wo das Krankenhaus der Insel ist und an jenem Abend alle Pflegekräfte und Ärztinnen und Ärzte in den Dienst gerufen werden, auch jene, die frei haben. Besonders schwere Fälle werden nach Athen geflogen. Erst nach einigen Tagen wird gemeldet: Mindestens 42 Menschen haben das Unglück nicht überlebt. Noch später wird klar sein: Mindestens 54 Menschen haben das Unglück nicht überlebt.

Am Morgen nach dem Unglück kommt ein Bus nach Molyvos, um die Überlebenden nach Mytilini zu bringen. Als Charly sieht, dass es niemanden gibt, der sich um die Kinder kümmert, die allein sind, will sie mitfahren. Das aber ist nicht erlaubt. Sie beschließt, mit dem Auto hinter dem Bus herzufahren, aber Rahila steigt ohne sie nicht in den Bus. »Sie haben mich dann doch noch in den Bus gelassen. Rahila hat die ganze Fahrt meine Hand gehalten.«

Am Hafen von Mytilini haben sie einen Bereich für die Überlebenden des Bootsunglücks eingerichtet, wo diese registriert werden, um dann nach Moria geschickt zu werden, jenes Lager, das in den vergangenen Jahren als Symbol für die menschenunwürdige Unterbringung von Geflüchteten bekannt wurde und in diesem September abbrannte. Schon im Herbst 2015 war es mehrfach überbelegt. Kein Ort für



ein Kind, das vielleicht gerade seine Eltern und seine Geschwister verloren hat, das weiß auch Charly. Sie will, dass Rahila in das Lager auf Lesbos kommt, das extra eingerichtet worden war für besonders schutzbedürftige Flüchtlinge: für unbegleitete Minderjährige, für Schwangere, für Menschen mit Behinderung – und für jene, die Angehörige bei Unglücken verloren hatten.

»Entweder ich zahle für ein Hotel«, sagt sie am Hafen. »Oder ihr bringt sie nach Pikpa.« Rahila wird schließlich nach Pikpa gebracht. Charly besucht sie am nächsten Tag und dann jeden Tag. Rahila hofft weiter, dass ihre Eltern und ihre drei Geschwister noch leben. Später wird sie sagen, dass sie nur durch diese Hoffnung durchhalten konnte.

Die Angehörigen

Rouna Azemi erfährt aus den Nachrichten von dem Unglück. Sie erinnert sich, wie sie anfang zu zittern. Sie wusste, dass ihr Bruder Nabi mit seiner Familie nach Griechenland wollte.

Rouna lebt schon 16 Jahre in Hamburg, sie arbeitet als Kosmetikerin, in der Innenstadt hat sie einen kleinen Bereich bei einem Friseur gemietet. Maniküre, Pediküre, Wimpern verlängern, Falten behandeln. Rouna, 36 Jahre alt, pflegt nicht nur das Äußere ihrer Kundinnen, sondern auch ihr eigenes, sie ist sorgfältig geschminkt. Was sie seit fünf Jahren durchmacht, sieht man ihr nicht an.

Für sie beginnt damals eine verzweifelte Suche nach Informationen über das Unglück, ebenso für ihren Bruder Farooq, der zu der Zeit in Herat lebt. Gut 4000 Kilometer entfernt von Lesbos, wartet er an jenem Abend auf einen Anruf von Nabi. Das letzte Mal hatte er mit ihm telefoniert, kurz bevor sein Bruder mit der Frau, den drei Söhnen und der Tochter auf das Boot in Richtung Griechenland stieg. Von dort wollte Nabi sich wieder melden. Aber jetzt ist Nabis Handy aus. Und bleibt es.

Die Geschwister versuchen verzweifelt herauszufinden, ob ihr Bruder und seine Familie überlebt haben. Bekannte von Rouna raten, sich beim Deutschen Roten Kreuz zu melden. Dort gibt es eine Abteilung »Internationale Suche«, bei der Menschen nach



Angehörigen im Ausland forschen können. Ursprünglich eingerichtet worden war sie für Angehörige der sogenannten Boatpeople, die während des Vietnamkrieges flohen, später suchten die Geflüchteten der Jugoslawien-Kriege nach vermissten Familienmitgliedern, inzwischen sind es die Geflüchteten der Kriege in Afghanistan, im Irak, in Syrien. Rouna füllt in Hamburg eine Suchanfrage aus, diese wird, wie alle Suchanfragen, nach München weitergeleitet.

Ein schmuckloses Gebäude an einer Bundesstraße in München-Giesing, hier bündeln sich im ersten Stock die Hoffnungen der Suchenden. Zehn Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter kümmern sich um die Anfragen von Familienangehörigen. 2015 waren es statt zehn nur vier, und sie kamen kaum noch hinterher.

Trotzdem schickt eine Mitarbeiterin bloß sechs Tage nach dem Eingang des Suchformulars von Rouna Azemi eine Anfrage an das Griechische Rote Kreuz, außerdem in 13 weitere Länder, unter anderem nach Mazedonien und Serbien, Ungarn und Österreich, jene Länder der Balkanroute, auf der sich die Gesuchten inzwischen befinden könnten – wenn sie noch lebten.

Betreff: sehr dringende Anfrage – Suche nach der Familie Pakaar aus Afghanistan

Liebe Kollegen,

im Anhang finden Sie eine Suchanfrage bezüglich der Familie Pakaar. (...) Die Familie, die aus den Eltern, drei Söhnen und einer Tochter besteht, beabsichtigte, am 28.10.2015 auf einem Boot von der Türkei nach Lesbos zu reisen.

Die suchende Person hat erfahren, dass das Boot vor Lesbos gesunken ist und dass viele Passagiere gestorben sind. Die suchende Person, die Schwester von Dr. Nabi Pakaar, forscht verzweifelt nach Informationen über das Schicksal ihrer Liebsten.

Beim Deutschen Roten Kreuz gibt es nun einen Vorgang, ein Aktenzeichen: IS-15/2510. Doch als Rouna am 10. November das Formular für vermisste Personen ausfüllt und als das Rote Kreuz die Anfrage am 16. November in 14 Länder



verschickt, ist Nabi Pakaar längst tot. Angeschwemmt worden an der Küste von Lesbos, drei Tage nach dem Unglück. Es gab inzwischen so viele Leichen, dass sie in einem Kühlcontainer gelagert wurden – in Krankenhaus von Mytilini war kein Platz mehr.

Es gibt nach dem Unglück viele Bilder im Internet, und auf einem Bild liegt ein männlicher Leichnam am Strand. So findet Farooq heraus, dass sein Bruder tot ist. Farooq kann aus Afghanistan nicht nach Griechenland einreisen, Rouna ist damals im siebten Monat schwanger. Rounas Mann fliegt nach Lesbos und identifiziert Nabi, ebenso dessen Frau Najiba. Auch ihr Leichnam wurde an der Küste angeschwemmt.

2015 wurden auf Lesbos so viele Flüchtlinge begraben, dass es nach dem Unglück am 28. Oktober für all die neuen Toten keinen Platz mehr auf den Friedhöfen gab. Die Behörden mussten schnell handeln, und so kam es, dass ein Feld nahe dem Dorf Kato Tritos so etwas wie der inoffizielle Friedhof der Flüchtlinge wurde. Dort begrub fortan Moustafa Dawa, damals Ende zwanzig, die Toten.

Er war aus Ägypten zum Studium nach Lesbos gekommen, aber auch ihn hatte die Flüchtlingskrise zum Helfer gemacht. Er übersetzte für die deutsche Organisation Pro Asyl, auch er war nach dem Unglück im Hafen von Molyvos, nie wird er diesen Tag vergessen, sagt er. In Kato Tritos hob Moustafa Dawa nach dem Unglück ein Grab nach dem anderen aus, wusch die Leichen in einem kleinen Container auf dem Feld rituell, hüllte sie in ein weißes Tuch und begrub sie mit dem Kopf nach Mekka. Es war das, was er tun konnte, sagt er heute, es fühlte sich richtig an. Auf den Grabstein schrieb er jeweils das Datum des Unglücks, außerdem das ungefähre Alter des Toten und die Protokollnummer der Sterbeurkunde, die der Gerichtsmediziner der Insel vergeben hatte. Vor jedem Begräbnis entnahm dieser DNS bei Verstorbenen, um auch eine spätere Identifizierung zu ermöglichen. Und durch die Nummer auf dem Grabstein war klar, welches Grab zu welchem Verstorbenen gehörte. Wird ein Flüchtling identifiziert, so wie Nabi Pakaar, bekommt das Grab einen Stein mit dem Namen des verstorbenen Menschen und dem Datum der Beerdigung, bei Nabi der 19. November 2015.



Von Nabis Kindern aber gibt es keine Spur. Dass ihre Neffen und ihre Nichte irgendwo ohne ihre Eltern umherirren könnten, traumatisiert, lässt Rouna keine Ruhe. Sie fliegt doch noch nach Lesbos, mit einem Zettel, auf dem die Bilder der vier Kinder ausgedruckt sind.

Sie und Farooq haben im Internet jedes Foto studiert, das es zu dem Unglück gibt. Auf einem Foto hebt einer der spanischen Rettungsschwimmer einen Jungen aus dem Wasser an Bord eines Schiffes. Sie glauben, das könnte Samim sein, der zweitälteste Sohn ihres Bruders. Ein anderes Foto zeigt einen Jungen in einer Decke am Hafen, die Augen geschlossen, Männer beugen sich über ihn, er bekommt Sauerstoff. Hasim, der Jüngste, glauben sie. Hoffen sie.

Betreff: dringende Anfrage – Familie Pakaar aus Afghanistan

Liebe Kollegen,

Dr. Nabi Pakaar und seine Frau Najiba ertranken in der Nähe der Insel Lesbos. (...) Unsere Auftraggeberin sucht nun die Kinder ihres Bruders, die Ähnlichkeit haben mit überlebenden Kindern, die auf einem Medienfoto zu sehen sind.

Rouna und ihr Mann finden keine Hinweise, sie kehren nach Deutschland zurück. Der Gedanke, dass die Kinder noch leben könnten, auch nur eines von ihnen, macht Rouna in der nächsten Zeit fast verrückt. Gezählt werden die Toten eines Unglücks. Aber auch Angehörige wie Rouna sind Opfer. Jene, die nicht abschließen können, weil keine Leiche gefunden wird. Überlebt zu haben bedeutet nicht, dass man kein Opfer ist. Und wie leben die Helferinnen und Helfer vor Ort weiter mit dem, was sie gesehen haben?

Trauma

»Gar nicht«, antwortet Eric Kempson auf die Frage, wie man bewältigen kann, was er an jenem Abend gesehen hat. »Man steht am nächsten Morgen auf und macht weiter. « Er sagt auch, dass er Anfang dieses Jahres in London war und eine ehemalige Helferin getroffen hat. »Sie ist psychisch am Ende.«



Charly Vestlis Organisation bekommt nach dem Unglück Besuch von einem Psychologen. »Er war besorgt, weil ich so viel Zeit mit Rahila verbrachte. Ich habe sie jeden Tag in Pikpa besucht. Am Ende würde es für sie und mich so nur noch schwerer, wenn wir getrennt würden. Ich sah es ein. Ich bin dann nicht mehr jeden Tag hingefahren, sondern jeden zweiten oder dritten. Eines Tages, das muss Ende November gewesen sein, bin ich nach Pikpa gekommen, und Rahila war einfach weg. Sie sei jetzt in Athen, haben sie mir gesagt, und dass sie bei Pflegeeltern sei. Und dass sie mir nicht sagen dürften, wo sie war. Ich hatte sie einfach verloren.«

Amel erreicht Deutschland über die Balkanroute. Sie hat zuerst über das Unglück geredet, als ob es um jemand anderen ginge, sagt sie, und es dann verdrängt. Malek wollte reden«, sagt sie. »Ich weigerte mich.« Sie hatte Albträume, fühlte sich krank.

Was ihre Kamera aufgenommen hat, schaute sie sich bald an. »Ich habe mir nicht alles angesehen. Ich bin hin und her gesprungen. Ich habe nach dem Moment gesucht, als die Frau mir gesagt hat, dass ihr Kind tot sei. Wenn die Kamera das gefilmt hätte, wüsste ich sicher, dass es tot war. Oder nicht.« Aber die Kamera hat es nicht aufgenommen.

Khaled, Amels Freund, braucht ein Jahr, bis er sich die Aufnahmen ansehen kann. Ihn plagen Schuldgefühle. Er hatte sie nicht abhalten können von der Fahrt. Er war nicht bei ihr, als sie im Wasser um ihr Leben kämpfte.

Khaled kennt Mitarbeiter von »Forensic Architecture«. Sie zeigen ihnen das Material. Und Amel merkt: Sie will auch selbst mit dem Material arbeiten, will einen Film machen, der ihre ganz eigene Sicht auf das Unglück zeigt. »Es hat gedauert, bis ich merkte: Es ist immer noch da. Ich muss mich dem stellen.«

Kaya Omari und Waleed Jamal, die ihre älteste Tochter Aleyna bei dem Unglück verloren haben, leben ebenfalls in Deutschland. In ihrer Flüchtlingsunterkunft bei Köln erzählen sie einer Betreuerin, dass sie einen der Männer, der für sie in Istanbul die Überfahrt organisiert hatte, auf Facebook erkannt



hätten. Der Mann schien inzwischen auch in Deutschland zu leben. Die damalige Betreuerin erinnert sich heute an ein Paar, dem man seine Trauer ansehen konnte, und an die Bestimmtheit, mit der die beiden sagten: Wir wollen diesen Mann melden! Sie geht am 1. Februar 2017 zur Polizei. Kaya Omari und Waleed Jamal haben Deutschland inzwischen verlassen und möchten nicht mit dem *SZ-Magazin* über das Unglück sprechen. Aber ihre Aussage stieß damals die Ermittlungen an, die in einem Prozess endeten.

Weil der Beschuldigte sich tatsächlich in Deutschland aufhielt, ermittelte nun die Bundespolizei – mit großem Aufwand. Über mehrere Monate hinweg wurde ein verdeckter Ermittler auf den Verdächtigen angesetzt. Am 25. Oktober 2017 wurde er verhaftet und später zu sechs Jahren Gefängnis in Deutschland verurteilt. Über seine Biografie ist wenig bekannt, außer dass er aus Bagdad kommt und inzwischen 30 Jahre alt ist. Er schwieg vor Gericht, mehrere Anfragen des *SZ-Magazins* über seine damaligen Verteidiger lehnt er ab.

Unbestritten ist, dass der Verurteilte in der Türkei für eine Schleppergruppe arbeitete. Unbestritten ist aber auch, dass er zwar Wohnungen vermittelte für jene, die übers Meer fliehen wollten, dass er in der Hierarchie der Schleppergruppe aber weit unten stand. Er war nicht anwesend am Tag des Unglücks, und wie viel er über die Beschaffenheit des Bootes und dessen Überladung wusste, ist nicht vollständig geklärt. Die Köpfe der Schleppergruppe wurden nicht identifiziert, die Haupttäter blieben frei. In einem norddeutschen Gefängnis sitzt nun also ein Mann, der als Einziger zur Verantwortung gezogen wurde für das, was am 28. Oktober 2015 geschah. Im November hatte er selbst mit seiner Frau und der gemeinsamen Tochter den Weg übers Meer gewählt und dann in Deutschland Asyl beantragt.

Farooq bekommt kurz nach dem Unglück, für einen Afghanen eine sehr seltene Ausnahme, ein zeitlich begrenztes Visum für Griechenland, mit dem er nach Lesbos reist und den Friedhof in Kato Tritos besucht. Ein Grab, wie jenes von Nabi, ist für Angehörige wichtig. So furchtbar der Tod eines geliebten Menschen ist, so furchtbar der Schmerz, der Farooq auf dem Grab seines Bruders weinend zusammenbrechen



lässt: Es ist ein Abschluss. Ein Ende. Verzweifelte Hoffnung hingegen verhindert Trauer.

Farooq glaubt, noch mehr als Rouna, dass die Kinder noch leben könnten. Eine Straße im Stadtviertel Neos Kosmos im Zentrum Athens, ein Flachbau, unten ein Teppichladen, nebenan ein Schreibwarengeschäft, eine Bäckerei. Im ersten Stock lebt Farooq. Im Sommer 2019, lange nachdem sein Visum abgelaufen war, nahm er mit seiner Frau, den zwei Kindern und seiner Schwester Fatemeh denselben Weg wie sein Bruder. In einem Boot setzten sie nach Lesbos über, auch sie bezahlten einen Schlepper, auch sie kamen als Flüchtlinge in Lesbos an. Fatemeh war krank, und sie dachten, in Europa könnte sie besser behandelt werden.

Ein Jahr nach ihrer Ankunft, im Sommer 2020, teilen sie sich in Athen eine Wohnung mit einer weiteren Familie, zu fünft haben sie zwei der vier Zimmer. Sie sitzen in einem der Räume und wissen nicht, was sie tun sollen. Die kranke Schwester werde nicht behandelt, die Kinder hätten hier keine Zukunft. Die Verzweiflung im Raum ist schwer auszuhalten. Fatemeh, die nur noch weint, Farooq, der älter aussieht, als er ist, 45. Er holt eine schwarze Mappe, darin, in Klarsichtfolie, ausgedruckte Bilder von Menschen, die tot sind. Seine Schwägerin, tot an einem felsigen Ufer. Sein Bruder, angeschwemmt an einem Sandstrand, eine Wunde am Kopf, der Bauch aufgedunsen vom Wasser. Farooq hat diese Bilder studiert. So furchtbar sie sind, sie helfen ihm auch. Es ist eindeutig Nabi. Es ist sein Gesicht. Es sind seine Turnschuhe an seinen Füßen, es ist sein Ring an seiner linken Hand. Hier, Farooq scrollt auf seinem Handy, das war vor der Abfahrt, die Schwägerin trage dieselbe Kleidung. Nabi und Najiba sind tot, alles ist eindeutig.

Er hat auch die Bilder ausgedruckt, die er damals im Internet fand, das Bild seines jüngsten Neffen Hasim, als er noch lebte, neben das Bild des bewusstlosen Jungen unter der Sauerstoffmaske montiert, das er im Internet gefunden hat. Er hatte so sehr gehofft, dass er noch lebte. Inzwischen gibt es kaum noch Hoffnung, auch deshalb weint Fatemeh nur noch.



In Hamburg hat Rouna im Februar dieses Jahres einen Brief des Deutschen Roten Kreuzes bekommen. In diesem wurde sie darüber informiert, dass inzwischen auf der Insel Lesbos drei Personen identifiziert wurden, die nachweislich ihrer DNS mit ihrem Bruder und dessen Frau verwandt sind.

»Laut dem zuständigen Pathologen handelt es sich bei den 3 genannten Verstorbenen um einen Jungen, dessen Alter auf 8 Jahre geschätzt wird, einen weiteren Jungen, der geschätzt 12 Jahre alt ist, und um ein Mädchen, dessen Alter auf 20 Jahre geschätzt wird. (...) Da das Alter bei zwei Personen abweicht, sind die Identifizierungen noch nicht abgeschlossen. Das IKRK wird daher bei der Küstenwache in Mithymna anfragen, ob es von den 3 Verstorbenen Fotos gibt, die man Ihrem Bruder in Griechenland zeigen könnte.«

Nabis Tochter war zwölf. Zwölf Jahre und 20 Jahre. Acht Jahre Unterschied, die aus einem Mädchenkörper einen Frauenkörper machen. Farooq ist nach Lesbos gereist, man hat ihm dort je ein Bild von drei toten Kindern gezeigt. Er identifiziert Samim, den mittleren Sohn seines Bruders. Er identifiziert aber auch Nazhla, dessen Tochter, die der Gerichtsmediziner auf 20 schätzte. Unsicher ist er dagegen, ob das dritte Bild seinen jüngsten Neffen zeigt, der zum Zeitpunkt des Unglücks zehn war. Er fragt nach mehr Bildern, die er nicht bekommt. Er will die Bilder mitnehmen, um sie Rouna zu schicken, aber auch das darf er nicht.

Leichen verändern sich im Wasser. Das Unglück ist knapp fünf Jahre her, als Farooq die Bilder am Computer sieht. So gut er Nabis Kinder kannte: Er ist ihr Onkel, nicht der Vater. Und zu dem Zeitpunkt, als er auf Lesbos auf die Bilder blickt, ist er psychisch am Ende. Die Sicherheit, die er sich erhofft hat und auf die auch Rouna in Hamburg hofft: Sie bekommen sie nicht. Trauer verläuft in Phasen, am Anfang steht der Schock, am Ende vielleicht die Akzeptanz. Dazwischen erleben Hinterbliebene in der Regel Phasen von Wut, Verzweiflung und tiefer Niedergeschlagenheit. Wenn aber die Gewissheit über den Verlust fehlt, lässt er sich umso schwerer akzeptieren und verarbeiten.



Farooq redet mal so, als ob zwei Kinder tot wären, mal, als ob drei Kinder tot wären, und mal, als ob alle vier noch leben könnten. Eines auf jeden Fall, glaubt er: Nabis ältester Sohn. Wenn sowieso alles hoffnungslos ist, bleibt die Hoffnung an ein Wunder manchmal besonders stark. Es könnte doch sein, dass sein Neffe so traumatisiert ist, dass er sich nicht mitteilen kann. Es könnte doch sein, dass er verschleppt wurde. Er habe schon Gerüchte gehört, dass Kinder verschleppt wurden. Farooq kann nicht abschließen, genauso wenig wie Rouna in Hamburg. Die Wohnung, in der sie mit ihrem Mann und den Kindern lebt, fand sie früher auch wegen der Nähe zur Elbe so gut.

Aber wenn sie jetzt auf dem Balkon sitzt, stellt sie ihren Stuhl so, dass sie nicht aufs Wasser sieht. Amel hat aus den Bildern, die ihre Kamera aufgenommen hat, zusammen mit Khaled einen Film gemacht. Er heißt *Purple Sea* und wurde dieses Jahr in einem Nebenprogramm im Rahmen der Berlinale gezeigt. Sie sagt, der Film war für sie wie eine Therapie. Amel und Khaled haben inzwischen eine Tochter, vor Kurzem ist sie zwei geworden. Seit sie Mutter ist, denkt Amel wieder öfter an den 28. Oktober und die Zeit im Wasser. Ein Gedanke kommt immer wieder: Wie lange hätte sie es geschafft, ihre Tochter über Wasser zu halten? Charly Vestli lebt heute in Zürich und erwartet in Kürze ihr zweites Kind. Wo Rahila lebt, hat sie damals nach drei Monaten Suche herausgefunden. Sie flog sofort nach Athen, um sie zu besuchen. Seitdem sind sie ständig in Kontakt.

Europa

Ein Café in Västerås, Schweden, Ende Oktober dieses Jahres. Rahila ist fast 19 Jahre alt, sie trägt Skinny Jeans und Sneaker, ihre Augen sind sorgfältig geschminkt. Bevor sie ein Video für Snapchat aufnimmt, wirft sie ihre rückenlangen schwarzen Haare noch einmal über die Schulter, erfahrener Selfie-Gesichtsausdruck.

Ihre Erinnerungen an jenen Tag vor fünf Jahren sind verschwommen, sie erinnert sich vor allem an Details. Dass ihr Vater eigentlich nicht geraucht hat, an jenem Tag aber viel, und sie daher ahnte: Es ist gefährlich, was sie machen. Dass es knallte und sie im Wasser war, dass ihr Vater noch sagte: Halt dich an dem Holz fest!



Dass ein Mann in Panik sie fast unter Wasser drückte. Dass sie Wasser schluckte. Dass jemand sie aus dem Wasser in ein Boot zog, ein Fischer. Und dann war da Charly, am Hafentor. »Sie war wie ein Engel«, sagt Rahila. »Sie hat mich einfach umarmt, und diese Umarmung werde ich nie vergessen. Ich habe die ganze Nacht in ihrem Schoß geweint.«

Geschwister, um ihre Eltern geht, beginnt Rahila zu weinen, lautlos laufen dann Tränen über ihre Wangen. »Wieso«, fragt sie, »konnte nicht wenigstens einer von ihnen überleben?«

Sie kam damals in eine Pflegefamilie in Athen, ein Programm der Organisation METAdrasi, das minderjährige Geflüchtete in griechischen Familien unterbringt. Dort habe sie sich wohlgefühlt, sagt Rahila, aber nicht in Griechenland. Erst als eine Tante in Schweden sie einlud, dort zu leben, begann für sie ein Neuanfang, Anfang 2018 zog sie um.

In Schweden ging sie zur Schule, hatte Cousins und Cousinen, die sie noch aus ihrer Kindheit in Afghanistan kannte, sie fand Freunde. Sie nahm ab, weil sie keine Süßigkeiten mehr in sich reinstopfen musste. Sie interessierte sich jetzt wieder für Klamotten, ging gern shoppen – in Griechenland war ihr Kleidung egal gewesen, nicht ein einziges Mal sei sie einkaufen gegangen. Schwedisch zu lernen fiel ihr leicht, alles hatte ja endlich wieder einen Sinn. »Ich fühlte mich wieder lebendig«, sagt Rahila. Nach der Schule plante sie, Altenpflegerin zu werden, wie ihre Tante, oder Kindergärtnerin, weil sie Kinder so mag. Ihr Handybildschirm zeigt ihren lachenden kleinen Bruder, der drei war, als er ertrank.

Kurz vor dem Abschluss der 9. Klasse wurde Rahila 18, Ende des vergangenen Jahres. Und damit zerschlugen sich alle Zukunftsaussichten. Denn die Tante in Schweden war nicht eng genug mit Rahila verwandt: Sie war die Großtante. Wie eng Rahilas Mutter und die Großtante früher in Kabul miteinander waren, war für die Behörden irrelevant. Eine Familienzusammenführung wurde abgelehnt. Und weil Rahila jetzt nicht mehr minderjährig war, durfte sie nicht in Schweden bleiben. Sie musste zurück nach Griechenland.



Die Organisation METAdrasi fragte bei ihrer alten Pflegefamilie nach, ob Rahila dorthin zurück könnte – damit sie nicht in einer der Abschiebeunterkünfte landete. Die griechische Familie sagte sofort zu. Charly flog nach Athen, um Rahila vom Flughafen abzuholen. Aber auch wenn sie dankbar war für die Hilfe, wollte Rahila eigentlich nur eines: wieder nach Schweden. Zu ihrer Familie, ihren Freunden, in die Schule.

Weil sie in Griechenland als Flüchtling anerkannt ist, darf sie reisen. Sie jobbte und kaufte Ende August von dem verdienten Geld ein Flugticket nach Schweden. Drei Monate lang kann sie so wieder bei ihrer Familie sein. Zur Schule allerdings kann sie nicht. Ihre Freunde sind inzwischen mit der 9. Klasse fertig. Hätte Rahila ihren Abschluss gemacht, könnte sie jetzt schon auf dem Gymnasium oder in einer Ausbildung sein. Stattdessen verliert sie, so sehr sie dagegen ankämpft, wieder ihren Antrieb. Vorbei die Zeit, als sie um fünf von der Schule nach Hause kam und etwas aß, um dann bis spätabends weiter vor ihrem Notebook zu sitzen. In Västerås sieht Rahila im November möglichst viele Freunde, denn am 27. November geht ihr Flug zurück nach Athen.

Auf Lesbos wurde das Lager Pikpa, jenes Camp, das sich um besonders schutzbedürftige Flüchtlinge wie Rahila kümmerte, Ende Oktober dieses Jahres von der Polizei geräumt.

Der Friedhof auf Lesbos, um den Moustafa Dawa sich ab 2015 kümmerte, steht inzwischen unter der Kontrolle der griechischen Behörden. Eine Anfrage, ob man den Friedhof sehen dürfe, bleibt von der Stadt unbeantwortet. Ein heimlicher Besuch zeigt, dass sich niemand mehr regelmäßig um die Pflege zu kümmern scheint. Die Gräber sind zugewuchert, nur mit Mühe lassen sich die Grabsteine noch lesen.

Die EU hat ein neues Migrations- und Asylpaket vorgeschlagen. Offiziell geht es um eine gerechtere Aufgabenverteilung in den Mitgliedsstaaten, inoffiziell um die schnellere Rückführung von Migranten. Die Zahl der Flüchtenden, die über die Ägäis-Route versuchen, nach Griechenland zu kommen, ist in diesem Jahr zurückgegangen. Auf einer anderen Route steigen die Zahlen stark. Immer mehr Boote versuchen, von



REPORTER:INNEN
forum

der Küste Nordafrikas die Kanaren zu erreichen. Die Route gilt als besonders gefährlich.

dpa, 12. November 2020: »Beim Untergang eines Bootes mit Flüchtlingen sind vor der Küste Libyens mindestens 74 Menschen ertrunken.«

Eine Meldung in den Nachrichten. So einfach zu vergessen.